

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mannigfaltiges

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Mittel, die Levkojen vom Blühen abzuhalten, sie zu einer riesenhaften Größe zu erziehen und dann nach Belieben wieder blühen zu lassen.

Diese interessante Entdeckung hat Bauinspektor Bude in Hildburghausen gemacht und zu wiederholten Malen bewährt gefunden. Es wird nämlich im ersten Herbst der Stengel unterhalb der Krone mit einem Bindfaden ziemlich fest unterbunden. Dadurch

wird die Pflanze vom Blühen abgehalten, und ihre ganze Kraft des Wachstums wirft sich auf die Entwicklung der Aeste und der Zweige. So kann man die Levkoje einige Jahre nach einander fort wachsen lassen, und wenn sie eine Höhe und einen Umfang der Krone erreicht hat, daß sie einem kleinen Baume gleicht, dann löst man den Bindfaden vom Stamme los, und die Blüthen treten im Frühjahr mit ungewöhnlicher Pracht und Schönheit hervor.

Mannigfaltiges.

Ein Abentheuer in Griechenland.

Ein Deutscher, H. P. der seine Erlebnisse in Griechenland beschrieben hat, erzählt folgendes von den Nachkommen der alten Spartaner.

Kaum graute der Morgen des jungen Tages, so war ich auch reisefertig und trieb meinen Führer zum Aufbruch an. Der Weg nach Mistra hin gehört nicht gerade zu den angenehmsten Partheen Griechenlands; rauhe Berge und klaffende Abgründe machen die Reise sehr beschwerlich. Die Gegend, durch welche sich der neugebahnte Saumweg zieht, ist wüste und menschenleer; obwohl dieselbe manches des Anbans fähige Land enthält, so erblickt man doch nur höchst selten ein Zeichen der Kultur und die ewige Eintönigkeit der wilden Fluren erregt endlich Mißvergnügen und Ueberdruß.

Erinnerungen aus Griechenlands Vergangenheit vergegenwärtigten mir die Blüthezeit Lacedämoniens, und ich zog eben bei den Ruinen einer alten Wasserleitung, ungefähr noch 3 Stunden von Mistra entfernt, vorüber, als ich plötzlich durch einen in der Nähe fallenden Schuß, dessen Ladung mir recht vernehmlich an den Ohren vorüberpiff, aus meinen Träumen gerissen wurde. „Klephiti“ schrie mein Begleiter und, ergriff die Flucht nach der Seite zu, wo wir hergekommen waren, ich aber sah vier Palikaren mit langen Gewehren versehen auf mich zustürzen, und ihre würdigen Gehalten setzten mich sogleich über ihre Absicht außer Zweifel. Meinen Säbel aus der Scheide reißen, den Anstürmenden die Ladung der Pistolen entgegensendend und dem muthigen Maulthiere die Sporen in die Seiten senkend, war das Werk eines Augenblicks. Das kräftige Thier, des Drucks der Sporen ungewohnt, gehoberte sich einer Furie gleich, und raste mit mir in tollkühnen Sprüngen über Felsen und Schluchten; ich bedurfte aller Besinnung und Kraft, um festsitzend zu bleiben. Schon hatte ich Hoffnung durch die Schnelligkeit desselben, wenn auch auf ungewissen Wegen, den Räubern zu entkommen, als ein Sturz des braven Renners den Sattelgurt zerprengte und mich nebst dem Sattel am Boden liegen ließ, während das Thier unbeschädigt das Weite suchte. Kaum hatte ich mich von diesem Sturze erholt, so sah ich schon die Räuber herbeieilen; ich hatte sogar, entweder schon früher oder beim Sturze des Thieres, wie

ich erst jetzt gewahr wurde, meinen Säbel zerbrochen, und befand mich daher in einem ganz wehrlosen Zustande, doch blieb mir noch so viel Besinnung, eine der ungeladenen Pistolen aus der Halfter zu reißen, die ich den Klephiti's mit der Drohung entgegenhielt, den ersten der es wagen würde mir zu nahen, niederzuschleßen. Daß sich diese Banditen durch dergleichen Redensarten nicht schrecken ließen, bewiesen sie mir sogleich durch einige derbe Kolbenschläge, die mich zur Erde streckten und in einen fast besinnungslosen Zustand brachten. Einer der Räuber setzte mir ganz gelassen den Fuß auf den Hals und die Uebrigen fielen nun mit der Habgier echt griechischer Räuber über meine Kleider her, die, um die gesuchten Schätze schneller zu gewinnen, zerrissen wurden. In Zeit von zwei Minuten war ich ausgeraubt; eine herrliche Eplinderuhr, meine Baarschaft und die schönen Pistolen schienen dem Gesindel nicht genug zu sein: sie schnitten mir die Knöpfe von der Uniform, rissen die Offizierskrone von der Mütze und befreiten den Säbelgriff von dem silbernen Portepöc. Auch einen einfachen Ring, der mir als Geschenk aus der Heimath theuer war, mußte ich dahin fahren sehen, und ich bewunderte in meiner gräßlichen Lage doch die Geschicklichkeit, mit der sie denselben loszumachen wußten. Dieser Ring saß nämlich sehr fest am Finger, so daß man ihn nicht abziehen konnte; die Geschäftleute aber machten damit wenig Umstände, sie legten den Finger auf einen Stein und schlugen mit einem andern Steine darauf, bis der Ring zerbrach. Ich kann es nur als Großmuth der Räuber ansehen, daß sie mir das Leben ließen, und sich begnügten, mir nach der Ausplünderung noch einige Tritte zu geben und davon zu eilen.

Zerschlagen und zerrissen lief ich nun auf's Gerathewohl in dem Gebirge umher, bis ich endlich gegen Abend ein Dorf, Namens Skura fand, wo ich von dem Vorgefallenen sogleich Anzeige machte und für den morgenden Tag um ein Saumthier nach Mistra ersuchte. Die Leute fanden die Sache gar nicht auffallend, denn sie zuckten die Achseln und äußerten, es sei zwar eine schlimme Geschichte, allein ich könne zufrieden sein, daß man mir das Leben gelassen und nicht einmal den Finger abgeschnitten habe, auf dem der losgeschlagene Ring steckte! Wirklich eine sehr vernünftige Philosophie, der sie noch die Krone aufsetzten durch Verweigerung des verlangten Thieres, indem ich ja, wie sie sich unum-

wunden äußerten, ganz ohne Geld sei, und ohne Bezahlung hier Niemand Pferde zu vermieten habe! — Als die edlen Sprösslinge der biedern Spartaner vernahmen, daß in einiger Entfernung noch der Sattel des Thieres und einige Decken zu finden wären, waren sie sogleich bereit die Räuber zu verfolgen, resp. die verlorenen Gegenstände aufzufuchen und an sich zu nehmen, was ihnen auch gelungen ist, denn ich konnte trotz aller späteren Nachforschungen nichts wieder erlangen, und mußte den Sattel noch obendrein bezahlen.

Ermattet und erschüttert, flüchtete ich mich für heute Nacht in die schmutzige Hütte des Papa's von Skura und trat, von Ungeziefer bedeckt, am andern Morgen meine Wanderung nach Mirra an, das ich gegen Mittag mit sehr profaischen Gefühlen erreichte. Anderen Reisenden ist es in jenem „klassischen Lande,“ das sich so unwirlich gegen die Fremden zeigt, noch viel schlimmer gegangen!

Ein Wort für die Feldtaube.

Jäger und Landwirthe stellen den Tauben nach, die auf's Feld fliegen. In der neueren Zeit aber haben sich Stimmen erhoben, die beweisen, daß die Tauben auf den Aekern keinen Schaden anrichten. Wir finden in einem Blatte folgendes:

Nachdem in Kurheffen die Frage: ob die Taube der Landwirtschaft Nachtheil bringe und ob solche zur Zeit der Ausfaat eingestekt werden müsse, öffentlich gestellt, besonders von den Mitgliedern des kurheffischen Landwirtschafts-Vereins berathen und nachher die Landstände ihre Zustimmung erteilt, ist durch die Verordnung vom 15. Februar 1838 gestattet, die Tauben zu jeder Jahreszeit frei fliegen zu lassen. Auch fanden vorher in irgend einem öffentlichen Blatte ungefähr folgende Worte: Die Taube und ihr Ausfliegen ist für die Landwirtschaft nicht nachtheilig, im Gegentheil sehr nützlich, weil: 1) die Taube im Felde nicht aufscharrt, sondern im beständigen Laufen nur die Körner ausfließt, die auf der Oberfläche des Bodens liegen und die entweder gar nicht aufkeimen oder doch nur einen sehr schwachen Halm treiben, der dann keine reifen Früchte bringt und wodurch im Weizen zum Theil auch der sehr schädliche Brand entsteht. 2) Nur die Taube sucht und liest die sehr schädliche Vogelwilde (Webel, Klebel, vic. cracca), im Felde auf, besonders im Frühjahr, ehe Früchte ausgefäet werden. Wer sich davon überzeugen will, darf vor der Ausfaat nur einige wilde Tauben schießen und ihr Futter untersuchen. Bei zahmen Feldtauben werden sich alsdann eben solche Beweise darüber finden. Auch kann sich 3) Jeder überzeugen, der kurz vor der Kornernte ins Feld gehen und Vergleiche anstellen will mit den Feldern, in welche Tauben fliegen, mit denen wo keine Tauben hinkommen: in Ersterem werden sich keine Vogelwilden finden.

Das Stricken.

Stricken in Gesellschaften oder in Schauspielhäusern wird häufig für unpassend erklärt, und wahr bleibt, daß das Klappern der Nadeln nichts weniger als angenehm ist. Diese Sitte hat aber auch ihre Vertheidiger gefunden. So sagt Beckmann in sei-

nen Beiträgen zur Geschichte der Erfindungen: „Es hört die Unterredungen in Gesellschaften nicht, nicht die Aufmerksamkeit, nicht den Witz; hilft in der Verlegenheit, wenn in der Unterhaltung eine Leere entsteht oder wenn ein Gegenstand vorkommt, der zwar gehört oder gesehen, aber nicht ernstlich beachtet werden soll. Da hört und sieht die schlaue Strickerin dennoch, was sie nicht zu hören oder zu sehen scheinen will. Das Stricken schadet nicht der Gesundheit des Körpers und des Geistes, welche bei den Romanen leidet (— beim Romanlesen wird aber auch gestrickt!—) es veranlaßt keine nachtheilige oder unangenehme Stellung, fordert keine Anstrengung der Augen, und geschieht so bequem im Stehen und Gehen, wie im Sitzen. Es kann ohne Schaden unterbrochen, und ohne Mühe wieder vorgenommen werden, und der ganze wohlfeile Apparat zum Stricken verlangt so wenig Raum und ist so leicht, daß er sich in einem Korbchen, dessen Schönheit die Geschicklichkeit, wenigstens den feinen Geschmack der Künstlerin beweiset, verwahren, und mit Anmuth tragen läßt. Stricken gehört zu den wenigen nützlichen Beschäftigungen des hohen Alters, wenn dieses nicht den Gebrauch der Hände verloren hat. Wer dem schönen Geschlechte die Zeit, welche es, um dem andern zu gefallen, unnützlich verbraucht, vorrücken mag, der vergesse nicht, daß es dagegen die Stunden, welche nicht der Arbeit, sondern der Erholung, der Gesellschaft und dem Vergnügen gewidmet sind, oder sonst als verloren unberechnet bleiben würden, zu nützen weiß; die Zeit, in welcher das männliche Geschlecht fast nichts Nützliches zu schaffen vermag.“ Die Frauen und Mädchen, welche sich mit Recht den Strickstrumpf nicht nehmen lassen wollen, sind dem gelehrten Göttinger Professor einigen Dank schuldig, für diese Lobrede eines Gebrauches, den man jetzt hier und da abschaffen möchte.

Das Stricken ist uralte; Fisch- und Jagdnetze werden schon in der Bibel erwähnt. Manche Indianer Amerikas stricken Netze aus Baumbast, die Grönländer aus den Haaren der Waldfischbärten und aus Thiersehnen. Im Mittelalter strickte man aus feinem Garn Netze, um diese zu Kleidungsstücken, zum Buge, zu Verzierungen und Verbrämungen anzuwenden. Man nannte das, was man jetzt mit einem Fremdworte Fillet nennt, auf gut deutsch Vinstern, wovon vielleicht das Wort Fenster kommt, wegen der rautenförmigen Maschen, die Vinstern hießen.

Die Strumpfstrikerie ist jünger. Die Römer und die meisten alten Völker hatten keine besondere Kleidung für den untern Theil des Körpers. Hosen oder Beinkleider hatten nur die nördlichen Völker. Erst vor etwa dreihundert Jahren fing man an, aus dem Beinleide zwei Stücke zu machen; das untere nannte man Strumpf. Dieser waren anfangs von Luch, und wurde von den Schneidern gemacht. Strümpfe strickte man erst im sechszehnten Jahrhundert. Vielleicht rührt diese Erfindung aus Schottland; Andere schreiben sie den Spaniern zu. Königin Elisabeth von England erhielt 1561 von einer französischen Seidenhändlerin ein Paar schwarzseidene gestrickte Strümpfe, und wollte seitdem keine andere mehr tragen. Um jene Zeit wurde das Stricken allgemein; in der Mitte des sechszehnten Jahrhundert kommen in Deutschland schon „Hosenstricker“ vor, die in manchen Landen besondere Gilden bildeten; jetzt heißen sie Strumpfweder. Die deutschen Kunstwörter, welche sich auf das Stricken beziehen, sind älter als die Kunst selbst, und fast alle vom Stricken der Netze entlehnt. Die Engländer sagen to kelt, die mit ihnen hantverwandten Niederdeutschen bis nach Königsberg und Livland sagen knitten, Knoten machen; das französische tricoter kommt von Trica, Haarflechten; laocer, was schürzen bedeutet, von laqueus, Strick. Die Engländer nennen die Strümpfe stockings, von Stock, Stamm eines Baumes.

Seidene Strümpfe galten lange für einen großen Luxus. Als 1569 der Geheimrath Barthold von Mandelstoh in Küstrin am Hofe des Markgrafen Johann, an einem Wochentage in seidnen Strümpfen erschien, die er aus Italien mitgebracht hatte, sagte der Fürst: „Bartholde, ich habe auch seidne Strümpfe, aber ich trage sie nur des Sonn- und Festtages.“ Den Strumpfstrikerin erlang der Engländer Wilhelm Lee. Er liebte ein junges Mädchen, das, wenn er es besuchte, mehr auf das Strickzeug achtete, als auf ihn und seine Anträge. Da sann er nach, um eine Maschine zu erfinden, die das Stricken erleichtern und beschleunigen könne. So erzählt die Sage; gewiß aber ist, daß Lee seinen Stuhl 1589 verfertigte. In Deutschland wurde es,

mit manchen seitdem angebrachten Verbesserungen, ein Jahrhundert später, durch die flüchtigen Eugenotten welche nach der Aufhebung des Edicts von Nantes sich bei uns niederließen, allgemeyn verbreitet.

Ein Sonderling.

Es gibt Naturen, die sich nun einmal nicht in die gesellschaftlichen Uebereinkommnisse und Gebräuche fügen können oder wollen, deshalb allen Verkehr mit der Außenwelt meiden, und sich völlig auf ihre Häuslichkeit beschränken. Noch weiter ging im vorigen Jahrhundert ein Engländer. Er war reich, unabhängig und konnte seinen Launen nach Belieben nachhängen. Sein fester Vorsatz, den er unter allen Umständen ausführen wollte, war, ganz und gar den Eingebungen der Vernunft gemäß zu handeln; und sich dabei an herrschende Sitten und Gebräuche nicht im Geringsten zu kehren. Daß er dabei in mannigfache Unannehmlichkeiten gerieth, war ihm sehr gleichgültig. Von vorneherein erklärte er es für unvermuthig, daß man zu gewissen festbestimmten Stunden zu Mittag oder zu Abend speise, oder schlafen gehe. Er schlief nur wenn er müde war, aß nur, wenn ihn Hungerie, weil er mehr auf die Stimme der Natur hören als willkürlichen Satzungen folgen wollte. Der Appetit muß sich, sagte er, nicht nach der Mäßigkeit, sondern die Mäßigkeit nach dem Appetit richten. Wenn er mit anderen Leuten sprach, so hätte er sich um keinen Preis eines Wortes oder einer Redensart bedient, die nicht vollkommen wahr gewesen wären und seine innigste Herzensmeinung ausgedrückt hätten. „Ihr ergebener Diener,“ oder „gehorsamst,“ und dergleichen Formeln kamen bei ihm nie vor. Er unterzeichnete, sehr vernünftig, seine Briefe mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen alles Gute.“ Er war dem Könige sehr zugethan, aber um Alles in der Welt hätte er nicht auf des Königs Gesundheit getrunken, wenn er nicht gerade durstig war. Nachdem er sich aus dem Bett erhoben, steckte er den Kopf zum Fenster hinaus, nahm etwa eine halbe Stunde lang ein Luftbad, und deklamirte dabei mit lauter Stimme eine Anzahl von Versen aus seinen Lieblingsdichtern, am liebsten aus Homer, dem er war in der griechischen Literatur sehr bewandert. Damals trug alle Welt Perrücken; er erklärte diese Mode für eine Narrheit, und setzte einen Turban auf. Die moderne Kleidung hielt er für abgeschmackt und unbequem, was sie damals war, und zum großen Theil noch heute ist, weil sie den Blutumlauf hindert. Besonders ärgerten ihn die vielen Rätze, Aufschläge und dergleichen überflüssige Dinge; er ließ sich bequeme Kleider machen. Und so lebte er streng nach den Regeln der Vernunft, wie er sagte, und erreichte ein hohes Alter. Unmäßigkeit im Essen und Trinken hat er sich nie zu Schulden kommen lassen, nie mit einem Andern Zank und Streit gehabt, nie Jemand beleidigt, immer streng eingegangene Verpflichtungen erfüllt. Mich wundert, daß noch kein Roman- schriststeller oder Lustspieldichter der neuern Zeit darauf gekommen ist, einen solchen Charakter darzustellen; er müßte von großer Wirkung sein.

Wunderkuren.

Es gibt Erscheinungen in der Natur und in Krankheiten, die darum Wunder genannt werden, weil ihre Erklärung, das heißt, ihr Zusammenhang mit anderen physischen Erscheinungen noch nicht gefunden ist. Wenn der Schlafwandler unbewußt und mit verschlossenen Augen sich auf dem Dache herumtreibt und herunterfällt, wenn er aufwacht, so ist die Thatsache nicht erklärt durch Redensarten und durch Erklärungen, welche wieder Räthsel sind; und dennoch wird diese Erscheinung kaum für ein Wunder gehalten. Wenn Jemand, der an Magensäure leidet, aus innerem Triebe Kreide isst, findet man es natürlich, verordnet es aber ein Somnambule, dann ist es schon ein Mirakel. — Haben Sie nicht schon gesehen, daß ein geistig kräftiger Mann durch das Uebergewicht seines Willens einen Tobfüchtigen bändigte, welchen drei riefenstarke Männer nicht zu halten vermochten, und in Ihnen dabei der Gedanke an übernatürliche Gewalt gekommen? Hätte aber der Muthige seine Handlung mit einer Redeformel begleitet, gemeint, sie sey nöthig, oder gar gesagt, er treibe Teufel aus, dann war der Spulglauben begründet. — Ich habe, wie jeder

Arzt, solcher Wunderkuren manche ohne Wunder gemacht, und es ist mir, ebenfalls wie jedem anderen gesehen, daß die Natur meine Kunst demüthigte und ein unvorhergesehener Zufall unerwartete Heilung brachte. Ich will ein Beispiel der ersten und zweiten Art aus meiner Erfahrung mittheilen.

Eines Tages wurde mir gemeldet, ein junges Mädchen aus dem Lande, welches mehrmals an St. Veitstanz gelitten, liege schon Wochen lang, könne nicht gehen, obgleich schon alles versucht worden, was früher geholfen hatte; dabei wurde von allerlei Wunderbarem erzählt was sich begeben. Man ist es eine bekannte Sache, daß solche junge Leute oft auch dann noch nicht ihre Glieder zu gebrauchen vermögen, wenn sie wirklich geheilt sind, weil es ihnen an Kraft des Willens fehlt. Ich sagte meiner Tochter: Heute wollen wir Wunder thun. Wir begaben uns zu dem Mädchen; nichts konnte sie zum Stehen bringen, da nahm ich sie und sprach: Du kannst gehen, gehe; stellte sie mitten in die Stube; erst schwankte sie, dann ging sie. Ich suchte nun der Mutter deutlich zu machen, wie wenig Wunderbares bei der Geschichte war; ob es mir gelungen, weiß ich nicht, daß ich mir aber unter dem Landvolke leicht den Namen eines Zauberers oder Propheeten hätte erwerben können, ist gewiß; und was wäre zu Weinsberg aus dem Mädchen geworden!

Dagegen hatte ein Fräulein ein chronisches Uebel; ein anderer Arzt hatte sie lange behandelt und ich später mit demselben. Wir hatten vieles, was die Kunst bietet, erschöpft, und glaubten uns zur Annahme eines organischen Hirnabets um so mehr berechtigt, als die eine Pupille beständig erweitert war; sie konnte weder gehen noch stehen und hatte immerfort unenteliches Kopfweh. Da kam auf einmal der berühmte Propheet Profi im Glanze seiner Schönheit, er sah sie, oder sie ihn, und sie war geheilt.

Wenn Jemand durch die Kraft seiner Worte, durch die Wahrheit seiner Gedanken, durch die Innigkeit seines Gefühles eine große Versammlung begeistert und hinreißt, wenn er sonst kalte Menschen zu den glühendsten Thaten begeistert, sieht Niemand ein Wunder; ist aber irgend eine mythische Formel dabei, dann verlieren sie gleich den Verstand.

Der Schöpfer hat allerdings große Kräfte dem menschlichen Geiste gegeben, aber sie sind nur da brauchbar, wo sie mit Bewußtsein in angewendet und beherrscht werden können. Wo unser Wissen an Dämmerung grenzt, da erscheinen neckende Spulgestalten. Lüge, Aberglauben und betrügerische Spielerei mit dem Heiligen führen den Menschen zu Finsterniß, Thorheit und Wahn- sinn.

Wie die Phantasie die Kraft hat, nicht vorhandene Dinge scheinbar zu produziren, hat auch der unbewußte Wille durch Vermittelung des Nervensystems die Gewalt, vorhandene Leiden namentlich im Bereiche der Nerventhätigkeit selbst zu entfernen, und dies ist die Lösung des Räthfels der meisten sympathetischen Kuren. Zahnschmerzen weichen der Furcht vor dem Ausziehen, und Mutigel, welche gesetzt werden sollen, haben schon manchmal aus Angst vor demselben geholfen. Vermögen ja sogar einige Menschen den Takt ihres Herzschlags nach Belieben zu ändern und mit Willkür hervorzubringen, was sonst Gemüthsbewegung nur unbewußt thut.

Obgleich ich die Ueberzeugung habe, daß durch Kraft des Willens und der Phantasie, der eigenen und fremden, manches geheilt werden kann, rathe ich doch, nie sich solchen Kuren hinzugeben, denn da sie auf noch unbekanntem Naturgesetzen beruhen, da man sie nicht immer zu lenken und zu handhaben weiß, führen sie weit öfter zum Unglück und Verderben, als zum Guten.

Wären solche Wunderkuren, sympathetische u. s. w., welche sich seit dem Ursprunge der Medizin immer wieder geregt haben, so heilsam, wie sie von Träumern oder Betrügnern ausposaunt werden, sie würden längst allgemein sein.

Wenn ein tüchtiger Arzt Hunderten das Leben rettet, spricht man wenig davon, es ist jenes Mannes Fach; übt dagegen ein Ungelehrter die Heilkunde und läßt hundert ungeheilt, so erzählt es auch Niemand, am wenigsten diejenigen, welche es trifft, denn sie schämen sich; wird aber einer gesund, dann schreit die ganze Stadt, der Bauer hat ihn geheilt, nachdem er zuvor nicht weniger als alle Aerzte gebraucht. Nun rennt alles, was in vierzehn Tagen nicht geheilt ist, auf das Dorf, wo dann der Wirth gewöhnlich noch von vielen großen Kuren erzählt, bis es allmählig wieder still wird, und die Menschen doch dem alten soliden Triumphwagen des Hippocrates von Neuem folgen. (Stieb el, in seinem Buchlein vom rechten Gebrauche des Arztes.)

Landesbibliothek
Karlsruhe